

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 2

Artikel: Die Sühne
Autor: Steimen, Theo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

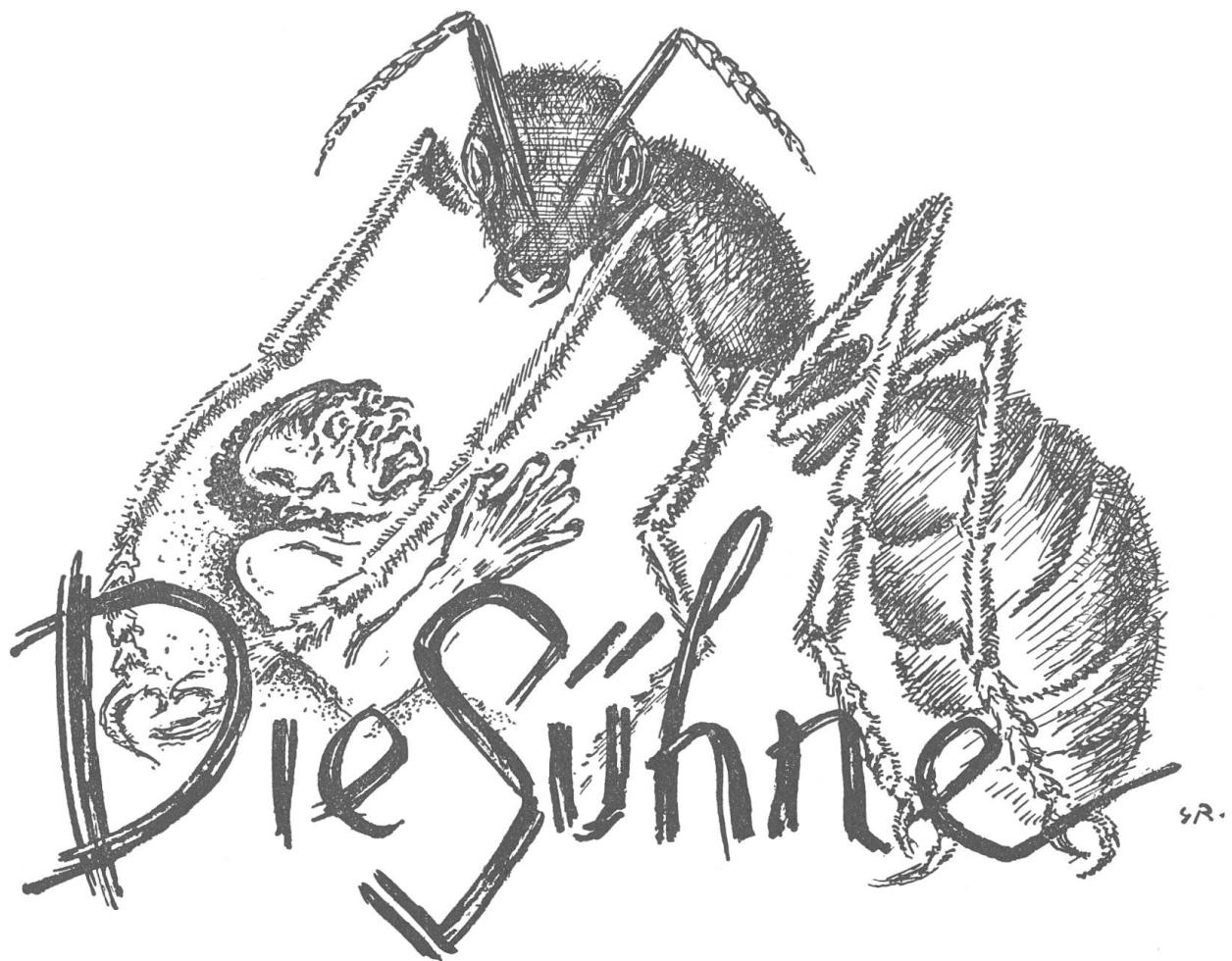
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Theo Steimen

Illustriert von Gregor Rabinovitch

Die Kriegs- oder Wanderameisen sind das merkwürdigste Völklein des Urwaldes. Kriegsameisen nennt man sie wegen ihrer fürchterlichen, zangenähnlichen Waffen, sowie ihrer Angriffslust und unüberwindlichen Macht; Wanderameisen wegen ihres nimmerrastenden Vorwärtsstrebens, bei dem sie sich weder durch Nacht und Finsternis, noch durch sonst ein Hindernis aufhalten lassen. Sie sind trotz ihrer Kleinheit die gefürchtetsten Wesen des Waldes. Sie schlagen Mensch und Tier, ohne Ausnahme, in verzweifelte Flucht.

Im Gegensatz zu den vielen andern Ameisenarten Afrikas errichten die

Kriegsameisen keine festen Wohnsitze. Dennoch bilden sie Gemeinschaften und leben wie alle übrigen Arten in gutem Einvernehmen zusammen. Die Kriegs- oder Wanderameisen sind gleichsam die Zigeuner der Wildnis; sie befinden sich beständig in Bewegung. Ihre Organisation und Disziplin sind in einem Grade entwickelt, wie kaum bei einem andern Lebewesen des Urwaldes. Wie beim menschlichen Militär, sind sie in Arbeiter, Soldaten, Polizisten, Kundschafter und Heerführer eingeteilt. Daneben halten sie aber auch noch unzählige Sklaven. Die wichtigsten Führer überragen auch körperlich die andern an Grösse,

dafür sind sie aber die schwerfälligsten. Je nach Bedeutung im Gesamtheer sind die Anführer auch an Grösse verschieden. Nach den Heerführern kommen die Polizeiorgane. Wohl sind diese etwas kleiner, dafür aber um so flinker und zugleich am besten bewaffnet. Sie besitzen nämlich kräftige Zangen und sind um die Sicherheit des ganzen Heerzuges besorgt. Die Soldaten stellen mehr die Begleitmannschaft für die Arbeiter und besonders für die Sklaven dar.

Das nimmermüde Ameisenvolk durchzieht in einem endlosen rötlich schwarzen, zweifingerbreiten Streifen den Urwald nach jeder Richtung. Voraus eilen einige Führer und Kundschafter, die den Weg, den Lauf der Heerstrasse, bestimmen. Ein anderes Hindernis als ein breites Wasser gibt es für sie nicht. Doch auch hier geschieht es nicht selten, dass sie irgendeine Brücke ausfindig zu machen wissen. Haben die Kundschafter den Weg entdeckt, so stellt sich gleich eine Anzahl der sie begleitenden Polizisten in Reih und Glied auf beiden Seiten der bestimmten Strasse auf. Sie wachen darüber, dass die Heerstrasse von jedem Hindernis freibleibt. Dann kommen die ersten Heerführer. Schnüffelnd kontrollieren sie den bezeichneten Weg. Hier tadeln sie einen der wachhabenden Polizisten, dort fällt ihnen ein Mangel am Wege auf. An einer Stelle ändern sie den Lauf der Strasse, indem sie ein kleines Hindernis umgehen, und stellen dementsprechend die Polizisten auch anders auf. Nachdem die ersten Heerführer die Kontrolle beendet haben, ist die Strasse zum Reinigen bereit. Dazu ist ein Heer emsiger Arbeiter bestellt, welche in wohlorganisierter Weise der Hauptmacht vorausgehen. Die Arbeiter räumen nach Anweisung der sie begleitenden Führer und unter Aufsicht von etwas grössern Soldaten die den Durchzug behinderten kleinen Gegenstände aus der Strasse weg. Reisig, Hölzlein, Blätter und so weiter werden durch tausend kleine unermüdliche Arme in kürzester Zeit zur Seite geschoben und beiderseits der

Strasse fein säuberlich aufgeschichtet. Dadurch entstehen längs der Strasse zwei recht hohe Wälle, auf denen sich während des Durchzugs zahlreiche Polizisten aufstellen. Wälle und Polizisten gewähren dann dem durchziehenden Heer sichern Schutz. Stossen die Kundschafter auf eine schwierige Stelle, wo sie keinen Ausweg finden oder die ihnen sonst irgendwie gefahrdrohend erscheint, so benachrichtigen sie durch flinke Boten die Heerführer. Diese sind nämlich zugleich auch die Ingenieure des Staates. Mit allen verfügbaren Arbeitern eilen sie an den bezeichneten Ort. Sie besichtigen, untersuchen, beschnüffeln und bemessen die Stelle. Bald haben sie einen Ausweg gefunden. Augenblicklich wird die Arbeit verteilt und vielleicht eine kleine Brücke gebaut. Nicht selten ist es eine lebende Hängebrücke, welche aus Tausenden, mit zähen Füsschen eng ineinander verschlungenen Ameisen selbst gebildet wird. Manchmal muss ein Umweg über eine Erhöhung oder selbst in die Höhe durch Baumkronen gemacht werden. Das stellt kein allzu schweres Hindernis dar. Dort bilden Äste, Zweiglein und Lianen, die die Bäume miteinander verstricken, willkommene natürliche Brücken.

Erscheint eine Stelle aus irgendeinem Grunde gefährdet, so wissen die Führer bald sichern Rat. Lautlose Befehle gehen nach allen Richtungen ab, und bald fragen Tausende von emsigen Arbeitern gelbe Erde herbei, andere bereiten daraus mit Hilfe von Speichel einen zementartigen Mörtel und geben ihn an die Maurer weiter. Diese formen daraus einen im Durchmesser winzigen, doch nicht selten zehn bis fünfzehn Schritt langen symmetrisch angelegten Tunnel. Das Miniaturkunstwerk wird in unfasslich kurzer, doch zu richtiger Zeit hergestellt. Kaum ist alles fertig und die Strasse kann gefahrlos benutzt werden, so verrät schon ein durch zahllose kleine Füsschen verursachtes Knistern das Herannahen der Hauptmacht.

Die Polizisten, welche bis dahin auf

beiden Seiten der Strasse auf den Wällen Wache standen, werden von andern, nachkommenden abgelöst. Sie eilen wieder voraus, um ihre Aufgabe anderswo zu erfüllen. Die neue Wache ist bedeutend zahlreicher und bildet an Stellen, wo die Strasse offen liegt, ein dichtes, undurchdringliches Spalier. Mit weitgeöffneten, angriffslustigen, in die Höhe gerichteten Zangen und zahllosen ineinander verschlungenen Füßchen harren sie stundenlang bewegungslos aus. Man könnte meinen, eine winzige, die Strasse auf beiden Seiten umsäumende dichte Dornenhecke vor sich zu haben. An gewissen Stellen schliesst sich diese auch oben zusammen und formt somit einen lebenden Tunnel.

Ungehemmt und nach allen Seiten gesichert, wälzt sich die Heerschar der kleinen Urwaldgeschöpfe über winzige selbsterbaute und gewaltig hoch in der Luft schwebende natürliche Brücken dahin. Unversieglich fliesset der rötlich braune Strom, je etwa vierzehn dicht aneinander gedrängter Tierchen in der Reihe, vorbei. In der Mitte des Zuges schreiten, leicht abgesondert, etwa acht kleinere. Es sind dies die Sklaven, die Lasttiere des Heeres. Meist schleppen sie winzige Ameiseneier, die aber doch doppelt, mitunter sogar vier- und sechsmal so gross sind als die Träger selbst. Dieser Sklavenzug ist von je zwei oder drei etwas grösseren gemeinen Soldaten flankiert. Kommt ein Sklave nicht mehr vorwärts, so holen ihn die Soldaten aus dem Zuge heraus und einer von ihnen übernimmt an seiner statt die Last. Das vollzieht sich ohne die geringste Störung mitten im ununterbrochenen Marsch.

Ausserhalb der Linie der Soldaten eilen grössere Tierchen, emsiger als alle andern, geschäftig auf und nieder, hin und her. Meistens rennen sie gar mit weichen Füßchen auf den eng aneinandergepressten, vorwärtsilenden Sklaven und Soldaten herum. Das sind die Kolonnenführer, die für Zucht und Disziplin im Heere sorgen. Sie sind gut dreimal so gross wie die Sklaven. Die Ko-

lonnenführer nehmen die durch die Soldaten aus dem Zuge herausgeholten Schwachen in Empfang und tragen sie aus der Heerstrasse hinaus. Auf dem Wall übergeben sie sie einem Offizier, dem die spalierbildenden Polizisten unterstellt sind. Offenbar ist der Offizier zugleich auch Ameisenarzt. Er übernimmt den Kranken vom Kolonnenführer, trägt ihn vor das Spalier hinaus, um ihn im Freien zu untersuchen... Je nach Befund befördert er ihn in die Kolonne zurück oder tötet ihn durch einen Nakkenbiss. Für Kranke und Schwache hat das Heer offenbar keine Verwendung.

So schreitet der wohlgeordnete Zug unaufhaltsam vorwärts. Hundert- und aber Hunderttausende von pflichtbewussten Polizisten und Vorgesetzten wachen unermüdlich über seine Sicherheit. Da stürzt unerwartet von einem Baum ein dürres Ästlein herunter und fällt auf die so mühsam gesäuberte Urwaldstrasse und das harmlos dahinflutende Völklein. Vielleicht setzt auch ein unvorsichtiger Wanderer seinen grossen Fuss darauf. Einige hundert der emsigen Tierchen sind zerschmettert. Eine scheinbar unlösliche Verwirrung bringt den Marsch augenblicklich ins Stocken. Bestürzt eilen alle hin und her, vorwärts und rückwärts. Im nächsten Augenblick sind aber die Kundschafter zur Stelle und haben schnell einen vorläufigen Umweg gefunden. Ingenieure sind schon am Werk, und die rasch organisierten Arbeiter verrichten die nötige Arbeit. Ein Teil der auseinandergesprengten, spalierbildenden Polizisten geht auf Kundschaft aus und spürt, geschäftig hin und her eilend, der Ursache des Unfalls nach. Wenn möglich strafen sie den Urheber mit ihren Waffen, den Zangen, während neu herangezogene Polizisten mit Hilfe der Kolonnenführer die zersprengten und verwirrten Sklaven wieder zu ihrer Arbeit zurückführen. So ist die unterbrochene Ordnung bald wieder hergestellt. Durch eine neu angelegte provisorische Strasse wird der Zug wieder weitergeleitet.

Unterdessen ist eine grosse Anzahl von Arbeitern damit beschäftigt, die verschüttete Unfallstelle auf der alten Strasse wieder freizulegen. Da die Arbeit drängt, werden sie durch ihre grösseren und bedeutend stärkeren Brüder, die Polisten, mit ihren unzerbrechlichen Werkzeugen, den Zangen, unterstützt. Die Ingenieure leiten fachgemäss die ganze Arbeit. Im Nu sind die verschütteten und zerschmetterten Leichen entfernt und die Strasse geräumt. Unter dem Hindernis hindurch, wenn ein solches besteht, oder darüber hinweg, ist ein geräumiger Tunnel entstanden. Jede Arbeit ist fein säuberlich in kürzester Zeit beendet, und schon stehen in der Umgebung der Unfallstelle, wo die Strasse etwa offen liegt, die Polizisten wieder auf ihren Posten, mit ihren engverschlungenen Füsschen einen soliden, lebenden Tunnel bildend.

An der Stelle, wo das Heer jetzt in die provisorische Strasse einbiegt, empfangen die herankommenden Kolonnenführer auf geheimnisvolle Weise Befehle. Eifrig eilen sie hin und her, berühren da und dort mit ihren Fühlhörnern bald diesen, bald jenen Polizisten. Diese kommen zu Hilfe, stellen sich in einer andern Position auf und eins, zwei, drei... bricht der Zug vor dem Umweg wieder ab. Die Nachkommenden schwenken in die vorübergehend gesperrte und nun wieder eröffnete Strasse ein. So walzt unerbittlich die Organisation der wohl-disziplinierten Kriegsameisen. Wehe dem einzelnen, der sich dagegen auflehnen wollte. Sofort ist ein Polizist zur Stelle, holt den Schuldigen heraus und tötet ihn durch einen Biss in den Nacken.

Zu Unzeiten auf Nahrung ausgehen, daran denkt niemand im Ameisenvolk. Selbst der Hunger scheint sich nur auf Befehl einzustellen. Wehe aber jedem Lebewesen des Gebietes, in welchem das Jagd- oder Hungerkommando erteilt wird. Wie auf ein Zeichen lösen sich die Dornenhecken oder die lebenden Tunnels von Polizisten und die Brücken plötzlich auf und mit ihnen die ganze

Heeresmasse. In scheinbar allgemeiner Unordnung überschwemmt sie wie eine unbändige Flut den Wald nach allen Richtungen. Das ungeheure Heer wohlgeordneter emsiger und harmloser Kreaturen hat sich in ebenso viele heiss-hungrige kleine Bestien verwandelt. Wie eine wilde Horde der Disziplin entbundener Mordgesellen stürzen sie sich in die gewährte Freiheit. Wer vorne war, eilt zurück, und wer hinten war, trippelt nach vorn. Doch auch diese Unordnung ist nur eine scheinbare und dient nur dazu, die Jagdkolonnen besser zusammenstellen zu können. Jedes Tierchen steht unter dem Befehl eines Führers, und auf Grund der von den Führern ausgegebenen Befehle teilt sich nun das Heer auf und überschwemmt allmählich kreisförmig ein weites Gebiet, dabei eine strenge Taktik befolgend. Woher sie kommen? Von überall! Wohin sie gehen? Überallhin! Vom Erdboden bis in die höchsten Zweiglein der Baumkronen und von der kleinsten Erhöhung des Bodens bis ins tiefste Mäuseloch hinunter. Auf jedes Blatt klettern sie hinaus, in jede Ritze, jeden Spalt, jedes Loch, in jedes Versteck, wo sich ein Lebewesen, das heisst Nahrung, finden kann, dringen sie furchtlos ein, allen voran die Mutigsten, die Polizisten. Diese haben jetzt ihr Amt vertauscht. Aus disziplinierten Ordnungshütern sind sie unermüdliche, todesverachtende Treiber und Jäger geworden.

Ein seltsames unverkennbares leises Knistern und Rascheln im Laube, welches von allerwärts ans Ohr dringt, zeigt die Überschwemmung durch die Ameisen an. Wehe dem Lebewesen, das sich zu solcher Zeit in dem zur Jagd bestimmten Revier befindet! Weder Mensch noch Tier kann widerstehen! Sowohl die kleinste Schlange mit geblähtesten Giftdrüsen, wie der Mächtigste des Waldes, der Elefant, vermag sich weder mit Gift noch mit gewaltiger Kraft der Übermacht der unscheinbaren kleinen Bestien zu erwehren. Nur eines gilt: rette sich, wer sich noch irgend retten kann! Das



E. Joller

Rämistrasse, Zürich, Federzeichnung

ganze Waldgebiet, über welches sich das ungeheure Jagdheer zerstreut hat, gerät auf einmal in merkwürdige Aufregung. Noch ist nirgends eine Ameise zu bemerken. Dennoch haben die ewig zirpenden Grillen, welche man sonst nur selten zu Gesicht bekommt, plötzlich ihr schrilles Singen vergessen. Überall sieht man sie davonflüchten. Das Zwitschern der Vögel ist verstummt, und keiner der fröhlichen Laute, die den Urwald bis dahin belebten, ist mehr zu hören. Ein auffälliges, zielloses Hin- und Herhasten herrscht. Gross und klein suchen in verwirrter Eile einen Weg zur Rettung. Erst jetzt bemerkt man das millionenfältige, sonst verborgene Tierleben des Urwaldes. Grillen, Heuschrecken, Käfer, Raupen, Schlangen, Skorpione, Spinnen, Würmer, Tausendfüssler und alles andere grössere und kleinere, giftige und harmlose Getier, das da kriecht, hüpfte, fliegt

und springt, flüchten bestürzt auf die Erde oder in die Luft, zwischen und über dem Dickicht plan- und ziellos hin und her. Da! plötzlich hält dieses oder jenes Wesen einen Augenblick in seiner grenzenlosen Verwirrung inne und horcht ängstlich auf das sich von allen Seiten nähernde Knistern. Voller Schrecken kehrt es sich nach einer andern Richtung, stürzt weiter, horcht abermals, rennt zurück und wieder nach einer andern Seite davon. Wo es sich auch hinwenden und soviel es horchen mag, lispielt ihm der Tod entgegen, und doch ist noch keine einzige Ameise sichtbar.

Da stürzt sich, schon ein wenig hinkend, eine grosse, vielfarbig schillernde Eidechse mit vor Schreck bebenden Gliedern aus einem Gebüsch hervor. Verzweifelt wirft sie sich zu Boden und versucht vergeblich mit dem zahnlosen Maul eine grosse braunrote Ameise unter der Schulter, zwischen Beinen und Rumpf wegzureißen, die sich dort festgeklemmt hat. Wohl vermag sie den zappelnden Körper zu entfernen. Die furchterlichen Zangen haben sich aber so zäh eingehackt, dass sie mitsamt dem Kopf im Fleisch des gequälten Tieres hängenbleiben. Es sind die Zangen eines Polizisten, eines jetzigen Treibers und Jägers. Unterdessen ist das ganze Heer vorgerückt und bevor noch die Eidechse sich wieder erheben und zu eiliger Flucht aufraffen kann, haben sich schon ein halbes Dutzend andere Verfolger in ihre Glieder verbissen. Dennoch rafft sie sich ein letztes Mal auf und sucht hinkend oder in hohen Sätzen verzweifelt die Flucht. Da stürmen auch schon von entgegengesetzter Richtung die kleinen Bestien heran, dem gelähmten Opfer entgegen. Im Augenblick ist es von den hungrigen Feinden bedeckt. In jeden seiner Muskeln graben sich die Zangen ein und unterbinden in kurzer Zeit jede Bewegung des Opfers. Auch in die Nasenlöcher, um die Augen und in den Lippen haben sich die Feinde festgebissen. Der Tod der Eidechse ist besiegelt. Noch

halten die Jäger, welche die Beute gefangen haben, das Opfer fest, bis die kleineren Arbeiter und Sklaven zur Stelle sind. Ihnen überlassen sie dann die Beute zum Frasse. Die Jäger selbst eilen weiter, stellen andere Opfer, um sie abermals ihren weniger gut bewaffneten Genossen in die Zangen zu liefern.

Immer weiter geht die Jagd, immer reichlicher wird die Beute, welche die Polizisten erlegen. Sie sind die Beschützer, gleichzeitig aber auch die Ernährer des ganzen Völkleins.

Hier kämpft verzweifelt eine Schlange mit der ungeheuren Übermacht. Die Jäger kennen offenbar ihre schwächste Stelle nur zu gut. Sie haben sich am weichen Unterleib des Reptils eingehackt und verhindern sie am Kriechen. Gewaltige Sprünge zeigen ihren Kampf und ihre Verzweiflung, bis sich die Verfolger auch in ihrer Nase und allen Öffnungen des Körpers festgesetzt haben. Ihre faszinierend funkelnden Äuglein und auch ihre giftspritzenden Zähne nützen ihr nicht. Sie muss unterliegen.

Dort fällt eine gewaltige Heuschrecke, die soeben noch die Waldluft durchschwirrte, unvermittelt gelähmt zu Boden. An ihrem letzten flüchtigen Standort, wo sie sich einen Augenblick niedergelassen hatte, vielleicht auf einem dünnen Strohhalm, fand dennoch ein Treiber die Zeit, das lange Heuschreckenbein zu erhaschen und sich daran festzuklammern. Und während die Heuschrecke in eiligem Weiterflug die Ferne suchte, kletterte der kleine Akrobant während des Fluges an ihrem langen Bein und dann am Körper empor, bis er die richtige Stelle unter den Flügeln erreichte. Das weitere dauerte nur noch Augenblicke. Wie mit Schrauben angezogen, klemmten sich die zähen Werkzeuge des Peinigers in die Flügelmuskeln ein. Allmählich erlahmte der betreffende Flügel, und bald fällt das Opfer schwer zu Boden. Dort lauern auf ihn schon zahllose gierige Feinde. Als hätten sie die Heuschrecke schon erwartet, werfen sie sich auf die nahe Beute. Im Nu ist



Heinz Sutter

Dortrecht, Federzeichnung

sie von Feinden bedeckt und bei lebendigem Leibe aufgefressen.

Doch nicht nur am Boden überschwemmen die Allvertilger alles. Auch die Bäume, jedes Zweiglein, jedes Blatt und jede Liane wimmelt von geschäftigen Jägern und Treibern, welche jede Ritze und jedes Versteck durchsuchen. Überall, wo eine Möglichkeit vorhanden ist, Lebewesen – Nahrung – zu finden, dringen sie vor. Unversehens klammern sie sich am aufgestöberten Opfer an den zur Vorwärtsbewegung nötigsten Organen fest, um vor allem diese lahmzulegen. Von selbst stürzt dann der Überfallene in die von Feinden wimmelnde Tiefe oder kriecht aus der Tiefe hervor, um alsbald vollends seinen hungrigen Häschern in die Klammern zu fallen. Alles, was da kriecht, springt, klettert

und fliegt und sich im Gebiet des Ameisenüberfalles befindet, fällt ihnen zum Opfer. Grössere Tiere retten sich vor ihrer Ankunft durch hastige Flucht. Dennoch gelingt es den Ameisen nicht selten, auch grosses Wild zu erlegen. Haben es die Treiber überfallen und allmählich durch ihre Zahl überwältigt, so rennen alsbald flinke Boten geschäftig hin und her. Es wird Sammlung geblasen. Gleich beginnt die vorübergehend mehr oder weniger gelockerte geheimnisvolle Organisation erneut zu spielen. Die Jäger und Treiber verwandeln sich wieder in zuchthaltende Polizisten, treiben die überall zerstreuten Arbeiter und Sklaven zusammen und führen sie zu der grossen überwundenen Beute. Dort beginnt eine rege Tätigkeit. In kunstvoller Arbeit bauen die kleinen Geschöpfe unermüdlich eine millimeterdicke Gruft um die Beute und schliessen diese vollständig von der Aussenwelt ab. Im Schutze dieser Gruft können sie dann ungestört ihr leckeres Mahl halten und ihren unersättlichen Hunger stillen. Nach Beendigung des Mahles bleibt unter der Hülle nichts anderes mehr übrig als ein vollkommen kahles, weisses Gerippe.

Haben die Ameisen ein Gebiet abgejagt, so kann man sicher sein, dass dort für den Augenblick jedes Lebewesen vertilgt ist. Selbst jedes Ungeziefer, wie die lästigen Sand-, Elefanten-, Wildschweinflöhe, sind verschwunden. Nur zahllose grössere und kleinere Tiergerippe, die da und dort zum Vorschein kommen, verraten ihren Durchzug.

Solange die Ameisen in geordneter Kolonne den Urwald durchstreifen, sind sie die harmlosesten Wesen und leben friedlich neben den anderen Geschöpfen der Wildnis. Zu dieser Zeit greifen sie

nur zu ihrer Verteidigung an, meistens, wenn jemand aus Unachtsamkeit oder ein Unfall sie in ihrer unermüdlichen Fortbewegung gestört hat. Ist die Aufregung vorüber, setzen sie ihren Marsch fort. Nur ein ganz besonderer Umstand oder ein ihnen unvermutet zur Beute fallendes Opfer vermag sie in ihrem Vorwärtsstreben aufzuhalten.

Diesen Kriegsameisen wird nun Gangaye, das Haupt der Menschenfressersekte, ausgeliefert. Das bedeutet die furchtbarste Todesart, welche die Eingeborenen kennen.

Mit unzähligen Schnüren und Lianen wird der Verurteilte am Boden an dünne, in die Erde gerammte Hölzer festgebunden und so jeder Bewegungsmöglichkeit beraubt. Einer der Männer giesst Palmöl, mit wildem Honig vermischt – ein seltener Leckerbissen für die Ameisen – über den nackten Körper des Gefesselten. Darauf entfernt er sich langsam in die Tiefe des Waldes, indem er im Gehhen auch den Boden mit der dickflüssigen Lockspeise beträufelt. Nach etwa zwanzig Schritten langt er bei dem endlosen Heer der Henkersknechte an. Dort lässt er wiederum einige Tropfen in die Mitte des eilig vorwärtsfliessenden Stromes fallen. Dadurch entsteht eine unbeschreibliche Verwirrung. Sie bedeutet Lebensgefahr für den Menschen, und eiligst flüchtet dieser aus dem Bereich der unheimlichen Tierchen, die nun das Werk der Vergeltung vollbringen werden. Es dauert nicht mehr lange, und da gellt ein Mark und Bein erschütternder Schrei durch die Stille des Waldes.

So sühnt Gangaye, das Oberhaupt der Massoggo, seine unmenschlichen Verbrechen.

Aus dem soeben in unserm Verlag erschienenen Afrika-Roman „Ekia Lilanga und die Menschenfresser“ von Theo Steimen